Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen

Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband

Band: 8 (1956)

Heft: 14

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was sie sagen

Neueste Eindrücke aus Sowjet-Rußland

ZS. Es ist ein Russe gewesen, Berdyajew, der einmal bemerkte, «daß die Russen nie ein Kulturvolk waren wie die westlichen Völker, sondern viel eher ein intuitives und offenbarungsgläubiges Volk». An dieses Wort knüpfte der Rußland-Sachverständige des britischen Rundspruchs, Ch. Janson, in einem Sendebericht über seine neueste Rußlandreise an. Das vor-kommunistische Rußland von Puschkin bis Gorki zeichnete sich durch seine formlose, großzügige, gefühlsmäßige Menschlichkeit aus, die sofort sympathisch berührte. Gleichzeitig hoffte man im Westen — zusammen mit den russischen Liberalen —, daß das russische Volk sich früher oder später anschicke, ein geordnetes, kulturelles Leben zu führen wie der Westen. Nach seiner letzten Reise ist Janson der Ansicht, daß Rußland die alte unbekümmerte, wenn auch formlose Menschlichkeit verloren habe, das kulturelle Leben aber auch nicht eingetreten sei.

Zwei Arten von Offenbarung sei Rußland in den letzten Jahrzehnten unterworfen worden, beides Unwahrheiten. Die erste war die bolschewistische Doktrin des kollektiven Menschen an Stelle des «seelenbelasteten» Menschen. Fülöp-Müller schrieb damals, das Nötigste für die Welt sei der «Chicagoismus», d. h. «die Vereinigung des russischen Revolutionssturms mit dem Puls des amerikanischen Lebens, damit wir unsere Arbeit wie Chronometer tun». Heute ist dieser Wunsch, soweit er die Technik betrifft, meist in Erfüllung gegangen. Russische Techniker sind amerikanischen ebenbürtig, der bewunderte Amerikanismus ist auch bei den Russen eingezogen. Janson fand bei den Russen einen großen und naiven Enthusiasmus über alles Technische. Die Schande, die man empfinden müßte, von einem Stalin regiert worden zu sein, wird kompensiert durch den Stolz auf die technischen Resultate der letzten Jahrzehnte. Die geschulten Techniker sind deshalb die besten Verbündeten der Kommunistischen Partei. Sie bilden heute eine Klasse, eine streng abgeschlossene Schicht für sich, die sich vom «Volk» in jeder Weise unterscheidet. Sie sind nur mit ihrer Arbeit beschäftigt, alles andere kümmert sie nicht. Trotzky hatte einst prophezeit, die industrielle Revolution werde die Natur des russischen Volkes ändern. Davon ist keine Rede. 200 Millionen blieben das einfache, unglaublich geduldige, entschieden «seelen-belastete» Volk, dem man auf Schritt und Tritt begegnet.

Die zweite große Offenbarung, die dem russischen Volk aufgezwungen wurde, war diejenige Stalins als dem «Retter». Janson war gerade während der Zerstörung der Stalin-Legende in Moskau. Aber niemand im Volk wußte etwas gegen ihn zu sagen. Er war ein erbarmungsloser Gott gegenüber den Massen gewesen, aber auch erbarmungslos gegen die Bureaukratie, die in Rußland noch mehr als ein Autokrat gehaßt wird. Selbst Mikoyan drückte sich in den ersten Tagen nur vorsichtig aus: «Stalin fällte Entscheidungen, ohne uns überhaupt zu fragen. Jetzt kann jeder in der Regierung stimmen.» Worauf ihm der Engländer erwiderte, er sei froh, zu vernehmen, daß es jetzt wenigstens für zwanzig Menschen in Rußland Demokratie gebe. Im Volke wird aber der Stalinismus noch lange nachwirken.

Wie sich die neue Aera weiter entwickeln wird, hängt davon ab, ob der Westen Rußland im Zaun halten kann. In diesem Falle besteht die Möglichkeit, daß es sich doch zu einem ruhigen Leben in seinen Grenzen wie andere Länder niederläßt, d. h. die Revolution käme zu einem Ende, und ein normales russisches Staatswesen könnte sich entwikkeln. Gegenwärtig ist aber die Lage noch durchaus zweideutig. Einerseits wird jetzt in Moskau großes Gewicht auf Gerechtigkeit im ganzen Land gelegt; in allen Kinos und Theatern werden entsprechende Stücke gezeigt. Andererseits gibt es neue Gesetze, wie dasjenige über die Kollektivfarmen, das ein wahrer Alpdruck für alle Betroffenen bildet und nicht die mindeste Rücksicht auf Gerechtigkeit nimmt. Eine Schaufel wird darin nie eine Schaufel, sondern ein «Instrument des sozialen Gewissens des Kollektivfarmers» genannt. Auf der einen Seite also Stabilisierung des Lebens durch gerechte Justiz, auf der andern Fortsetzung der Revolution nach streng marxistischem Klassenkampf-Muster. Auch in den Reden der Regierungsmänner findet sich ein Salat von Widersprüchen. Aber das gehört zu einer Uebergangszeit, die zu vermuten Grund besteht.

Auf einer Reise erkennt man allerdings sogleich den Fortbestand der kommunistischen Partei-Tyrannei. Die Menschen werden nicht als Erwachsene behandelt. Es ist die Aufgabe der Partei, ihnen mitzuteilen, wie Lenin wünschte, daß sie sich aufführen. Und doch ist eine Lokkerung sichtbar, allerdings mehr unbewußt. Janson hatte wiederholt Anstände, weil seine Frau auf offener Straße photographierte, was ohne jedesmalige Bewilligung verboten ist. Wenn er aber erklärte, dieses Verbot sei unkultiviert, so ließ man ihn gewähren. Noch 1947 wäre das unmöglich gewesen; der Photoapparat wäre sofort beschlagnahmt, und er ins Gefängnis geworfen worden. Das Wort «unkultiviert» also, das im Westen schon seit mehr als 200 Jahren eine tödliche Wirkung ausübte, beginnt jetzt leicht auch in Rußland zu wirken. Beginn einer Uebergangszeit?

Die Reformierte Buren-Kirche und die Rassentrennung

ZS. Zahlreiche Leser haben den vom Protestantischen Filmverband verbreiteten Film «Denn sie sollen getröstet werden» gesehen. Die Rassenfrage, um die es dort auch geht, ist in der Tat eines der brennendsten Probleme Südafrikas, besonders weil die herrschende weiße Bevölkerungsschicht der Buren für strikte Rassentrennung eintritt und die farbige Bevölkerung nicht als gleichberechtigt behandelt. Es sind darüber beschämende Vorkommnisse berichtet worden. Aufsehen hat es auch erregt, daß die dortige Kirche die Rassentrennung und die starre Politik der Regierung ebenfalls befürwortet. Der britische Rundspruch war gut beraten, als er einen führenden Theologen der reformierten Buren-Kirche, W. B. Landman, vor das Mikrophon berief, um ihren Standpunkt darzulegen.

Diese südafrikanische Kirche wurde vor etwa 300 Jahren gegründet, und etwa die Hälfte der gesamten weißen Bevölkerung gehört ihr an. Sie ist die älteste und größte christliche Kirche in dem weiten Gebiet mit etwa einer Million Angehöriger, die in 750 Gemeinden aufgeteilt sind. Zahlreiche wohltätige und soziale Organisationen und Einrichtungen sind vorhanden, wobei die Mission unter den Farbigen im Vordergrund steht. Selbst kleine Gemeinden bringen große Summen dafür auf. Spitäler, Bibelinstitute, Volks- und Berufsschulen werden unterhalten, zahlreiche Zeitschriften herausgegeben, Filmvorführungen, Radiosendungen, Bibelkurse und vieles andere veranstaltet. Der Erfolg ist beträchtlich, in den letzten 75 Jahren sind acht selbständige Eingeborenenkirchen mit zahlreichen Gemeinden entstanden.

Warum aber gesonderte Eingeborenen-Kirchen? Noch vor 200 Jahren waren Weiße und Farbige (letztere meistens Sklaven) in der gleichen Kirche zusammengeschlossen. Führende Missionare erkannten die Notwendigkeit, zum Zwecke des Unterrichts und einer der Auffassungsgabe der Eingeborenen besser angepaßten besonderen Technik der Wortverkündung die Eingeborenen in besondere Gruppen zusammen zufassen. 1843 führte dann die Notwendigkeit, das Evangelium für die Bantu-Neger in besonderer Sprache zu predigen, zu getrennten Gottesdiensten. Man mußte die Notwendigkeit anerkennen, besonders gesuchte Missionare nur für die Heidenmission auszubilden, was wiederum eigene Missionsgesellschaften erforderte, aber den Weg für eigene Eingeborenen-Gemeinden ebnete, die sich dann zu eigenen Kirchen zusammenschlossen.

Ziemlich genau von 100 Jahren wünschten dann einige Weiße, das Abendmahl getrennt von Farbigen zu feiern. Sie waren offenbar durch hygienische und soziale Ueberlegungen und durch Rassentheorien des letzten Jahrhunderts auf diesen Gedanken verfallen. Auch die Idee der Mischheiraten irritierte sie. Der Kirchenrat lehnte das Begehren ab, u. a. weil es auch mit dem Evangelium in Widerspruch stehe. An einer Synode von 1857 erlangten sie aber einen Teilerfolg: der Bau eigener Kirchengebäude für Heiden-Konvertiten wurde dort gestattet, «wo diese farbigen Gemeinden noch besonderer Förderung und Belehrung in eigener Sprache bedürfen». In der Folge entstanden dann immer mehr getrennte Kirchenbauten. 1881 erfolgte die Zusammenfassung der getrennten Heiden-Christengemeinden, und es wurde eine eigene Kirche für sie geschaffen, die erste der neun separierten Eingeborenen-Kirchen.

Landman erklärt, daß die Gründung eigener Kirchen der Rücksichtnahme auf kulturelle und soziale Notwendigkeiten der Farbigen entstamme, um sie in aufrichtiger Weise besser versorgen zu können und sie für Selbstregierung und Verantwortung reif zu machen. Nie sei bei den Weißen die Idee an Vernachlässigung oder gar Unterdrückung gegenüber den Farbigen dahinter gestanden. Die weißen Leistungen jeder Art seien im Gegenteil immer größer durch sie geworden. So sei die heutige Situation entstanden, wonach jede Rassengruppe nur ihrer eigenen Kirche angehören könne. Verschärft wurde sie noch durch die großen politischen und sozialen Stürme der letzten fünfzig Jahre. Aber es sei, so betonte Landman, eine Maßnahme politischer Taktik und nicht prinzipieller Art gewesen. Auch bei der «weißen» Mutter-Kirche gebe es zwei ganz farbige Gemeinden, die sich mit den Weißen ungehindert vermischen, aber die einen Reifegrad erlangt hätten, der dies eben erlaube. Beachtenswert sei auch, daß die Leiter der Bantu-Kirche nicht gerne weiße Christen in ihre Gemeinden aufnehmen; ihren An-

gehörigen müßte das Wort auf ganz andere Weise dargereicht werden als den Weißen, was Störungen im Dienst nach sich zöge.

Landmann führt ferner ins Treffen, daß der allgemeine Ruf nach Uniformierung oft Zielen und Motiven entspringe, die keineswegs als christlich bezeichnet werden könnten. Ihr Vorkämpfer sei in Südafrika der materialistische Kommunismus, der hier einzuhacken versuche. Die wirkliche Einheit könne nur in Christus vollzogen werden. Ihre Kirche habe auch je und je die ökumenische Bewegung mit größtem Nachdruck unterstützt im Bewußtsein, daß wir trotz aller zeitlich bedingten Gliederung für unsere Einheit uns einsetzen müßten. Allerdings könne diese nicht auf künstliche Weise, durch Gewalttätigkeit, erzwungen werden. Das Gemeinschaftsbewußtsein aller in der ökumenischen Organisation zusammengefaßten Christen der Welt schaffe die Einheitlichkeit der Kirche Christi. Natürliche Verschiedenheiten könnten nicht durch christlichen Glauben aus der Welt geschafft, aber veredelt werden. Ihr Vorhandensein sei eine Bereicherung und kein Mangel des Christentums.

Er müsse allerdings zugeben, daß auf diese Weise auch gefährliche Entwicklungen entstehen könnten. Falsche und unchristliche Motive können sich hier leicht infiltrieren. Vor allem kann sich ein Ueberlegenheits-Geist in der einen Kirche gegenüber der andern einschleichen, indem z. B. die Farbigen geringer geschätzt würden. Das werde von seiner Kirche mit aller Schärfe zurückgewiesen; alle, welcher Farbe auch immer, seien Brüder und Glieder eines Leibes, zusammengehalten durch geistige Bande, die oft kräftiger seien als die natürlichen von Blut oder Rasse, Nation oder Familie. Niemand als sie beklage mehr die tiefen Rassengegensätze im Leben Südafrikas, der Unterschied zwischen Grundsatz und Wirklichkeit. Eine zwangsweise Vereinigung würde aber die Lage bedeutend verschlimmern. Fälle unchristlicher Ausschließlichkeit seien vorgekommen, aber nicht als Folge grundsätzlicher Haltung und bösen Willens, sondern als Wirkung menschlicher Schwäche und unvoraussehbarer Umstände. Alle zehn, in einem Bunde zusammengeschlossenen Kirchen bemühten sich, ihre Glieder streng zur Brüderlichkeit in Christus zu erziehen.

Von Frau zu Frau

Die Frau im Dienste des Volkes

EB. Unter diesem Motto wird nach einem Radiobericht die diesjährige Bundesfeierspende aufgezogen. «Die Frau im Dienste des Volkes»: Das heißt mit andern Worten, daß das Ergebnis der diesjährigen Spende mit Ausnahme der 10 Prozent, die stets für andere Zwecke abgezogen werden — für einen kulturellen, wenn das Hauptergebnis einem gemeinnützigen zufließt und umgekehrt —, den sogenannten «Frauenwerken» zuerkannt werden soll.

Den Löwenanteil wird voraussichtlich die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst erhalten, die sich seit Jahren bemüht, der Ueberfremdung zu steuern und unsern eigenen jungen Mädchen sowohl eine gute hauswirtschaftliche Ausbildung als auch, falls sie Hausangestellte sein wollen, zu geregelten Arbeitsbedingungen zu verhelfen. Beides ist schwer, es ist eigentliche Erziehungsarbeit. Und manche «Attacke» scheitert am allzu Menschlichen, vor allem auch heute noch und immer wieder an der Mißachtung der Hauswirtschaft, der Haushaltarbeit, dieser undankbarsten und doch — richtig betrachtet — dankbarsten Arbeit.

Der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst ist es vor allem zu verdanken, daß der Gedanke der Haushaltlehre schon so gut Fuß gefaßt hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß er weiterhin an Boden gewänne. Allerdings braucht es dazu auch eine große Anzahl tüchtiger Lehrmeisterinnen — und diese zu finden, ist auch wieder nicht ganz einfach. Auch dazu braucht es Erziehungsarbeit. Die Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst ist aber auch Urheberin oder «Unterstützerin» von Einführungskursen für junge Hausangestellte, die im Internat während drei Monaten in die ersten Begriffe eines sorgfältig geführten Haushaltes eingeführt werden. Ferner sind Weiterbildungskurse errichtet worden, ganz abgesehen von den Lehrmeisterinnenkursen, die es mancher Frau erst ermöglichen, eine Haushaltlehrtochter aufzunehmen.

In Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Institut für Hauswirtschaft, das ebenfalls einen Anteil der Spende erhalten soll, versucht es aber auch, die Hausfrau zum rationellen Arbeiten anzuhalten, ihr die Wege und Möglichkeiten dazu zu zeigen, damit sie auf diese Weise eventuell von Hilfskräften unabhängig wird. Das Institut für Hauswirtschaft führt diesen Punkt in seinen Statuten als erste Zweck-Bestimmung an, indem es darin heißt: Das Institut bezweckt: a) die Förderung der rationellen Haushaltführung, b) die zweckmäßige Technisierung der privaten und bäuerlichen Haushaltungen und der Großbetriebe, c) die Hebung des Hausfrauenberufes. Um diese Zwecke zu erreichen, prüft es Geräte, Maschinen und Materialien auf wissenschaftlicher und praktischer Grundlage, in enger Zusammenarbeit mit der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt und ähnlichen Prüfinstituten. Es bekümmert sich aber auch um Arbeits*methoden* (z. B. erleichterte Bodenreinigung, Waschen von Ueberkleidern), es versucht, arbeitstechnisch richtigere Küchen oder Werkzeuge durchzusetzen. Als Bindeglied zwischen Produzent und Konsument will es dem ersten Anregungen vermitteln, dem zweiten bei der richtigen Anschaffung und Handhabung behilflich sein. So ist auch seine Auskunftstätigkeit stets im Steigen begriffen. Daß das Erarbeiten aller Grundlagen viel Zeit, Einrichtungen, Fachkenntnisse — und damit Geld braucht, ist verständlich.

«Frauenwerke» beschränken sich aber nicht auf den Haushalt, sondern sie dehnen sich auf große soziale Gebiete aus. Die großen Organisationen des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins, des Katholischen Frauenbundes befassen sich mit einer Unzahl von Aufgaben, die sich meistens nicht selbst tragen. Das reicht von der Kinderkrippe bis zur Dokumentationsstelle für Frauenberufe und von Weihnachtsbescherungen bis zu Schulen. Eine Unsumme an Aufopferung und Einsatz wird Tag für Tag geleistet, die in Kapital übersetzt sicher eine schöne Summe und gleichzeitig eine Erhöhung des Volksvermögens bedeutet. Man fragt sich viel zuwenig, was geschehen würde, wenn all diese Werke eingestellt würden. Viel eher ist man geneigt, über die «Frauenvereine» zu lächeln. «Frauenverein», der schöne Ausdruck wirft sowieso jegliche Frauentätigkeit in den gleichen Tiegel, in einen leicht anrüchigen Tiegel. Man nimmt sich nicht einmal die Mühe, zu erfahren, um was für einen «Frauenverein» es sich handelt, welches seine Ziele und seine Werke sind. Es wäre schön, wenn die Bundesfeierspende nicht nur Geld brächte — und das tut sie gewiß, sondern wenn man sich auch mehr darum kümmern würde, wofür das Geld nachher ausgegeben wird. Nicht aus Neugier oder gar Mißtrauen, sondern aus wirklichem Interesse. Man wird dabei entdecken, daß der «Frauenverein» so vielgestaltig ist wie die Schweiz selbst, und daß es zum mindesten *einen* geben wird, dem man vielleicht auch in Zukunft zu Gevatter stehen möchte.

Die Stimme der Jungen

Wiedersehen mit alten Schweizerfilmen

chb. Unter dem Titel «Festwochen zu Ehren des guten Schweizer Films» zeigt das rührige Cinémiroir zu Basel aus Anlaß des 60. Geburtstages des verdienstvollen Produzenten der Präsens-Film, Lazar Wechsler, eine Reihe von Spielfilmen schweizerischer Herkunft. Die Tatsache, daß sich ein Kino um die Wiederaufführung solcher Filme bemüht, verdient unbedingt hervorgehoben zu werden. Sie beweist, daß man sich in Verleiher- wie in Kinobesitzerkreisen nicht nur an den Filmen des jüngsten Jahrganges interessiert, sondern — mit einem Blick auf den an Filmpremièren flauen Sommer — den Bestand an Werken, die sich gehalten haben, auch wirklich auszuwerten gewillt ist. Und der erfreuliche Besuch des Publikums, welches von dieser Gelegenheit, seine Bekanntschaft mit alten Freunden zu erneuern, regen Gebrauch macht, spricht für die Treue, welche wir Schweizer auch unseren alten Dialektfilmen gegenüber bewahren. Während in den für Jugendliche freigegebenen Nachmittagsvorstellungen «Heidi» und «Heidi und Peter» angesetzt sind, folgen sich abends «Die mißbrauchten Liebesbriefe», «Das Gespensterhaus», «Gilberte de Courgenay», «Füsilier Wipf» und «Wachtmeister Studer». Die Dauer, für welche jeweils einer dieser Filme auf dem Programm steht, hängt von seiner Beliebtheit beim Publikum ab.

Und doch, so sehr diese Festwochen zu begrüßen sind, man hätte eine weitherzigere Auswahl von Filmen gewünscht. Es sollten ja Festwochen der Präsens-Filme sein. Jedermann weiß, daß die Präsens-Film vor allem das Bild einer nationalen, schweizerischen Filmproduktion geprägt hat, und daß es die Filme der Präsens waren, die den Ruf unseres Landes als Filmnation über die Grenzen getragen haben. Aber gerade zu jener Zeit, aus welcher die Mehrzahl der gezeigten Filme stammt, entstanden auch bei anderen Produktionen Werke, die einer Wiederaufführung würdig wären. Gehörte an die erste Stelle dieses Programmes nicht Trommers «Romeo und Iulia auf dem Dorfe», das schönste Beispiel eines im besten Sinne des Wortes bodenständigen Schweizer Filmes? Und wie wäre es, wenn man den ohne künstlerische Aussage bleibenden, nur gerade vom empfundenen Augenblick lebenden «Gilberte de Courgenay» durch «Menschlein Matthias», die «Maturareise» oder «Menschen, die vorüberziehen» ersetzt hätte? Mit einem Film hätte sich auch der französischen Schweiz gedenken lassen: Von Hauflers «Farinet» ist bestimmt noch eine Kopie, die man würde zeigen können, vorhanden.

Und noch etwas: Weshalb wurde die Presse, welche diesen Anlaß sicher gern unterstützt hätte, nicht eingeladen? Der ganze Zyklus steht zwar unter dem Patronat der Herren Regierungsräte Dr. P. Zschokke (Basel), A. Borel (Genf) und Herrn Dr. H. Mauerhofer der Sektion Film des Eidgenössischen Departements des Innern — aber die Basler Tagespresse schweigt sich über das Ereignis aus.

Damit soll aber der Einwände genug sein — allein schon die Tatsache, daß eine solche Schweizer Filmschau überhaupt stattfindet, wiegt die erwähnten Mängel auf — und eine nicht zu übersehende Einrichtung noch erwähnt werden: Im Vorprogramm der einzelnen Filme laufen jeweilen schweizerische Kurzfilme, deren Auswahl sorgfältig Streifen mit eindeutigem Reklamecharakter vermeidet und das Publikum mit dem viel zu wenig bekannten und gewürdigten Zweig der Schweizer Dokumentarfilmproduktion vertraut macht. «'s Brienzer Buurli» von Julius Pinschewer, welcher bereits 1911 in Bern das erste Reklamefilmatelier des Landes gründete, steht neben den im Auftrag der SSB entstandenen Gloria-Filmen «Ein Lied vom Reisen» und «Rasch, sicher und bequem». «Insekten auf Abwegen» derselben Firma ist ein inhaltlich wie filmisch gleich hervorragender Bericht vom Wesen und Unwesen der Kleidermotte, und legt, zum Teil in kostbaren Mikroskopaufnahmen, Zeugnis ab von dem Wert, welchen der Film als wissenschaftliches und künstlerisches Instrument auch einem auf den ersten Blick so unscheinbaren Stoff verleihen kann.